

Das Menschenbild der Gegenwart

Autor(en): **Hartwig, Th.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **39 (1956)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-410527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ebenbild Gottes» machen. Wer sich durch materielle Lockungen nicht gläubig machen läßt, auf den wirken die «Ideale». Außerdem läßt sich keiner die eigene Kindheitsüberlieferung gern nehmen — aus Geltungsgefühl.

Die «Wunder» und «übernatürlichen Offenbarungen», die den dauernden Konnex aller Sterblichen mit dem Himmel zu «beweisen» scheinen, liegen allzusehr im Rahmen der ortsüblichen Tradition oder jeweiligen Kindheitssuggestion, als daß in ihnen irgendeine objektive Wahrheit gesehen werden könnte. Die Parapsychologie hat den Spiritismus in all seinen Abarten genug widerlegt.

Also: Bequemlichkeit, Geltungsgefühl und Materialismus sowie ein an jeder Objektivität uninteressierter Idealismus ergeben zusammen jenen *Nihilismus*, den jeder als das «Wort Gottes» hinstellen kann.

Wer mit diesen Zusammenhängen die Menschheit «erlösen» will, überlege zuerst, ob er nicht *selber* moralisch, intellektuell und seelisch morbide ist oder zumindest zu den «Irregeleiteten» gehört, mit denen der Gläubige (der nie im eigenen Auge «Balken» sieht!) selbstherrlich andere degradieren will.

Hans Radkau.

Das Menschenbild der Gegenwart

Ueber dieses Thema sprach Universitätsprofessor Leo Gabriel (Wien) im Rahmen der Sendereihe «Philosophie und Leben» am 20. März 1956 (um 22.30 Uhr) im österreichischen Rundfunk (Sender Wien II). Wessen man sich da zu versehen hatte, erhellt aus der Tatsache, daß Gabriel im Jahre 1950 ein Buch über «Existenzphilosophie» im Verlag Herold (Wien) veröffentlicht hat. Dort konnte man im Vorwort lesen:

«Der Glanz der Gottheit, der in der Weltgeschichte erlosch, kann jeden Augenblick wieder hervorbrechen. Denn Gott ist *nicht* tot, das ist unsere Gewißheit.»

Gegen solchen Brustton der Ueberzeugung kann man natürlich nicht polemisieren, zumal Gabriel auf alle jene geistigen Vorbehalte verzichtet, die *Jaspers* macht, um seinen Gottesbegriff halbwegs transzendent zu gestalten. Gabriel hat keinerlei philosophische Hemmungen; er sagt schlicht und einfach: «Gott ist *nicht* tot», was sich mit der Vorstellung eines alttestamentlichen Gottes oder auch mit der christlichen Dreifaltigkeit verträgt, worüber bereits *Ernst Haeckel* spottete, indem

er einen solchen primitiven Gott als «gasförmiges Wirbeltier» bezeichnet hat. Gabriel setzt sich nicht einmal mit Kierkegaard auseinander, der bekanntlich einmal haarspalterisch bemerkt hat: «Alles, was existiert, verändert sich; Gott verändert sich nicht, also existiert er nicht.»

Das ist natürlich keine Absage an Gott, sondern nur an den menschlichen Existenzbegriff. (Nebenbei: Der religiöse Fanatiker Kierkegaard hat die Bibel schlecht gelesen, sonst müßte er wissen, daß der angeblich starre Bibelgott sich im Lauf der Zeit ganz gewaltig verändert hat. Aus dem rachsüchtigen, eifernden Stammesgott vom Berge Sinai hat sich im Laufe der Geschichte des «auserwählten» Volkes ein ganz anderer Gott entwickelt. Namentlich seit der babylonischen Gefangenschaft der Juden tritt der Wandel im Charakter Jahves deutlich hervor; er gewinnt geradezu christliche Züge.)

Wie dem auch sei, Gabriel nimmt eine Art Mittelstellung zwischen Jaspers und Heidegger ein: Von ersterem hat er hauptsächlich die Daseinsangst übernommen, von letzterem vor allem den Begriff des «Nichts». Wohl hatte bereits der altgriechische Philosoph *Parmenides* warnend seine Stimme erhoben, um originalitätslüsterne Sophisten abzuschrecken, sich in Gebiete vorzuwagen, wo es keine geistige Atemluft mehr gibt: «Denn es ist unmöglich, daß dies zwingend erwiesen wird: es sei Nichtseiendes. Vielmehr halte du von diesem Weg der Forschung den Gedanken fern!» Es möge auch daran erinnert werden, daß der Dichter *Friedrich Hebbel* eine treffende Bemerkung zur Frage des Nichtseins gemacht hat; er war kein Philosoph, aber er besaß ein feines Sprachgefühl, das ihn veranlaßte, in seinem Tagebuch (1845) zu vermerken:

«An das Nichts kann man nicht denken, ohne ihm etwas zu schenken, wenigstens den Namen, der es schon zu etwas macht und es aus der Sphäre der Ununterscheidbarkeit, der es angehört, erhebt. Die Sprache kommt noch öfter in den Fall, daß sie das Undenkbare denken, das Unmögliche und Nichtexistierende als möglich und existierend behandeln muß, weil sie den entgegengesetzten Begriffen nur so einen vollständigen Ausdruck verschaffen kann. Eine ihrer dunkelsten und wichtigsten Seiten!»

Im Jahre 1847 kam Hebbel noch einmal auf diese Frage zurück und meinte ganz allgemein: «Nach dem Grade, wie ein Mensch die in der Sprache niedergelegten allgemeinen Erfahrungen zu seinen eigenen erhoben hat, soll man seine Bildung messen und diesen Grad nach dem Gebrauch, den er von den Wörtern macht». Von diesem Standpunkt aus betrachtet, vertragen sich Philologie und Philosophie nicht gut miteinander und man versteht, warum Hebbel, der von allem Anfang

an auf die Philosophie schlecht zu sprechen war, sich 1838 zu dem Ausspruch hinreißen ließ: «Die Philosophie ist eine höhere Pathologie». Was für den Existentialismus ja auch wirklich zutrifft.

Wo aber bleibt bei alledem das «Menschenbild der Gegenwart»? Nun, Gabriel macht sich die Sache recht bequem, indem er neben der Lebensangst des heutigen Menschen und dessen Grauen vor dem drohenden Nichts auch noch das astronomische Weltbild dafür verantwortlich macht, daß «der Glanz der Gottheit» in den Köpfen der Gegenwartsmenschen zu verlöschen droht. Bekanntlich hat sich aus den Beobachtungen der Astronomen ergeben, daß die Himmelskörper auseinanderstreben, d. h. daß das ganze Weltall expandiert. Die Spektrallinien der fernen galaktischen Systeme zeigen eine deutliche Verschiebung, was nach dem Dopplerschen Prinzip darauf schließen läßt, daß sich diese Sternhaufen nicht nur von uns, sondern auch untereinander entfernen.

Aus dieser Tatsache haben einige gefinkelte Theologen den voreiligen Schluß gezogen, daß der gegenwärtige Zustand des gesamten Weltalls auf eine gewaltige «Urexplosion» zurückzuführen sei, die vor einigen Millionen Jahren stattgefunden habe, deren Sprengkraft sich heute noch in der zu beobachtenden Expansion des Weltalls auswirke. Diese Urexplosion sei einem «Schöpfungsakt» gleichzusetzen. Natürlich ist das eine willkürliche Annahme, denn es könnte auch ein rhythmischer Vorgang vorliegen, und auf die momentane Expansion des Weltalls könnte nach Ablauf einer bestimmten Zeit eine Periode der

In einer Arbeit des dänischen Theologie-Professors Sören Holm (Schweiz. Theologische Umschau, Heft 1/2 1956) lese ich eben eine köstliche Anekdote. Sie soll unseren Lesern nicht vorenthalten werden und lautet ungefähr folgendermaßen:

In einer Gesellschaft macht sich ein Theologe lustig über die Philosophen: «Wunderliche Leute, diese Philosophen! Da binden sie sich ein schwarzes Tuch vor die Augen, treten in ein stockdunkles Zimmer und suchen eine schwarze Katze, die sich sicher nicht in dem Zimmer befindet.» Der Philosoph lächelte und gab zu bedenken: «Dem mag wohl so sein. Doch sind die Theologen ja noch viel wunderlicher. Auch sie binden sich ein schwarzes Tuch vor die Augen, auch sie betreten ein stockfinsternes und absolut leeres Zimmer, auch sie suchen in dem leeren Zimmer die berühmte schwarze Katze, die sicher nicht in dem Zimmer ist — und nun das Wunderlichste — die Theologen finden sie trotzdem!»

O.

Zusammenziehung folgen. Bekanntlich hat *Nietzsche* behauptet, es gebe «eine ewige Wiederkehr des Gleichen», wobei er sich auf die Annahme stützte, daß das Weltall räumlich begrenzt ist, während die Zeit in Wahrheit unendlich vorzustellen sei, so daß sie den Raum sozusagen an Seinsfülle übertreffe. Mit anderen Worten, die wir einem bekannten Schubertlied entnehmen: sie — die Zeit — «bricht die Sense des Saturns entzwei».

Nun, Gabriel hat in seinem Vortrag wohlweislich weder die «Urexpllosion» noch die Phantasie einer ewigen Wiederkehr erwähnt, aber er deutete wenigstens an, daß wir annähernd das Gesamtalter des Kosmos kennen. Woraus allerdings noch nicht folgt, daß ein Schöpfungsakt stattgefunden habe. Die Gläubigen nehmen all dies metaphysische Gerede nicht so genau; sie ahnen im allgemeinen auch nicht, daß hinter solchen «hochschulmäßigen» Vorträgen sehr reale politische Interessen stecken. In Oesterreich wird demnächst der Kampf um ein neues Konkordat entbrennen; ein «katholischer Elternbund» ist im Entstehen begriffen, der auf seine Fahne die Parole geschrieben hat: «Elternrecht geht vor Staatsrecht!» Hinter diesem Satz verbirgt sich die Reaktivierung der konfessionellen Schule.

Der bekannte englische Bühnenschriftsteller *Priestley* hat ein neues Theaterstück geschaffen, das den Titel trägt: «Schafft den Narren fort!» Es wurde kürzlich im Wiener Burgtheater uraufgeführt. Der Titel ist nicht übel, nur scheint der Autor nicht die richtigen Leute angeprangert zu haben.

Th. Hartwig.

Ein «Revolutionär von oben»

Man lernt nie aus. Bisher haben wir geglaubt, daß die Kirche — namentlich die Romkirche — das Bollwerk der politischen Reaktion darstelle. Vor der großen französischen Revolution war diese Kirche der treue Bundesgenosse des stursten Feudalismus, dessen Privilegien sie mit Eifer verteidigte. Es bedurfte erst der materiellen Gewalt des bürgerlichen Handelskapitals, um den französischen Aufklärern des 18. Jahrhunderts das geistige Rückgrat zu stärken und sie in der Lage waren, den Kampf mit dem übermächtigen klerikalen Gegner aufzunehmen. Wenn die Kirche damals sozusagen noch mit einem blauen Auge davonkam, so war dies dem Umstand zu verdanken, daß sie die ihr drohende Gefahr rechtzeitig erkannte und mit gewohntem diplo-